



PREDIGT IM SONNTAGSGOTTESDIENST

Georg Steins

17. Sonntag Lesejahr B: 2 Kön 4,42-44; Ps 145; Eph 4,1-6; Joh 6,1-15

Schwestern und Brüder auf den Wegen des Glaubens!

Als Jüdinnen und Juden, Christinnen und Christen teilen wir nicht nur grundlegende Vorstellungen über gut und böse oder Auffassungen über den einen Gott und seine Beziehung zur Welt miteinander. Wir sind ebenso verbunden durch einen kleinen Schatz an gemeinsamen Gesten und Dingen, mit denen wir vor allem in unseren Gottesdiensten umgehen:

- Wir zünden in Häusern, Synagogen und Kirchen Lichter an, denn seit Gott sprach „Es werde Licht!“, strahlen die Kerzen umso heller.
- Welch ein kostbarer Besitz sind für uns die Heiligen Schriften, die wir gemeinsam haben und die wir – in den glücklichen Stunden – auch gemeinsam studieren!
- Im täglichen Gebet am Morgen, Mittag und Abend „heben wir die Zeit wirklich auf“, stellen wir unser Leben in den Raum des Wortes Gottes.

Es gibt noch eine weitere Geste, einen Brauch, der Menschen aus Judentum und Christentum verbindet – ein Brauch, ganz unauffällig, völlig alltäglich, fast banal: das Brechen und Geben des Brotes. Ja, man könnte von daher Jüdinnen und Juden, Christinnen und Christen geradezu definieren als die, die das Brot brechen.

Vor allen Unterschieden, die auch hier wieder – schmerzlich genug – aufkommen, gilt es zuerst, das Verbindende zu sehen, das uns in dieser Geste geschenkt ist. Sie erinnert uns in zweifacher Weise an „den einen Gott und sorgenden Vater aller“ (Eph 4,6):

- Er ist unser Schöpfer; als seine Geschöpfe warten wir, dass „er uns Speise gibt zur rechten Zeit“ (Ps 145,15), und
- er hat das „Brot der Freiheit“ geschenkt, damit wir leben und *ihm allein* dienen können.

Der die Chaoswasser geteilt, der die Erde als Lebenshaus für alle Lebendigen errichtet hat, der sein Volk durch die Wasser des Todes hindurch in die Freiheit geführt hat, scheut sich nicht, die einfachsten Dinge zu Zeichen seiner Freundlichkeit zu machen.

Wir waren in diesen Tagen mit Noomi, Rut und Boas in „Brot-Hausen“, wir haben gesehen, welches Wunder dort geschah, wir wollen in dieser Stunde das Brot teilen, wir wollen aufbrechen, neu gestärkt für „die weiten Wege“, die – auch in unserem Dialog – vor uns liegen (vgl. 1 Kön 19,7).

Die Schrift zeigt uns die Brücke zwischen der Brot-Not, dem Verlust, dem Fremdsein, dem Tod – Noomi fasst das alles in dem Wort „Bitternis“ (Rut 1,20) zusammen – und dem Angekommensein, dem Lebenkönnen, dem „Wohnen am Ort der Ruhe“ (vgl. Rut 3,2). Diese Brücke heißt in der Schrift „Zwischen-Zeichen“ (vgl. Ex 31,13.17). Der Ausdruck ist treffender, ja im Sinne des Wortes „ver-bindlicher“ als der christliche Begriff Sakrament. Zwischen-Zeichen – weil Gottes Nähe darin sichtlich greifbar wird und die Welt schon jetzt verwandelt.

An diesem Sonntag und in der zurückliegenden Woche kreisten und kreisen unsere Lektüren und Gespräche um das Brot, konkreter noch um eine bestimmte Getreidesorte, um Gerste. Es ist das erste Getreide, das eingeholt wird. Gerste ist die neue Frucht und ein Versprechen auf eine größere Ernte, das Angeld, das Unterpfand auf die Fülle des Erntejahres. Schauen wir genauer hin, wie die Gerste zum Zeichen wird, in dem Himmel und Erde sich berühren, in dem die Zukunft eingeholt wird!

Der erste Text, den die Leseordnung dieses Sonntags uns zuspielt, ist die kleine Wundergeschichte des Elischa. Ein knapper Text, bei dem jedes Wort wie gemeißelt wirkt. Das kürzeste Wort der Lesung weist uns den Weg in das Wunder hinein. Es ist das Wort „ten“ (hebr.) = „gib!“. Elischa muss es seinem Diener gleich zweimal sagen, weil dieser beim ersten Mal dem Propheten nicht glaubt. Erst als Elischa die Verheißung Gottes zitiert, ist der Diener bereit zu „geben“ (so heißt es wörtlich; leider braucht unsere katholische Einheitsübersetzung hier den zweifelhaften Ausdruck „vorsezen“, was im Deutschen keinen guten Klang hat!). Der Prophet sagt: „So spricht der Ewige: Man wird essen und noch übrig lassen“ (2 Kön 4,43). Das heißt: Esst, esst, der Überfluss, *mein* Überfluss bleibt euch doch erhalten – körbeweise!

Geben, her-geben kann nur, wer nicht sparen und rechnen muss. Wirklich geben kann nur, wer aus dem Überfluss zu schöpfen weiß, wer sich überreich beschenkt erfährt. Es muss nicht viel sein, was man gibt, aber zum Geben gehört das Bewusstsein der Fülle. Das ist des Wunders Kern: Handeln unter der Verheißung. Geben, weil es den Gott der Fülle und des Segens gibt. Geben, nicht aus Gründen des Anstands, nicht um Vorbild zu sein, sondern weil Gottes neue Welt schon vorgebildet ist – in seinem Wort vom Überfluss, den er gibt. Jesus wendet sich in seinem Lob- und Dankgebet an diesen Gott der Fülle, des Segens: Weil er selbst „aus seiner Fülle empfangen hat“ (Joh 1,16), kann er „geben“ (es steht in Joh 6,11 das gleiche Wort wie in der ersten Lesung). In Jesu Wundern bricht sich die Fülle des Vaters im Himmel Bahn.

Dann werden nicht nur alle satt, es bleibt auch noch übrig – so bei Elischa (2 Kön 4,44), so auf dem Feld des Boas (Rut 2,14), so auf der „grünen Aue“ am Ufer des Sees von Galiläa (Joh 6,12, vgl. Ps 23).

Es ist, als hätte „eine unsichtbare Hand“ Regie geführt und unsere Wochenlektüre mit den Texten dieses Sonntags zusammengeführt. „Gerste“, her-gegebene Gerste verbindet, wird zum Zwischen-Zeichen der Freundlichkeit unseres Gottes.

Kann man das Wunder verstehen? Wohl nicht, aber darauf kommt es nicht an, sondern dass es geschehen ist, dass es geschieht, dass wir es erfahren haben und erfahren

- wenn wir – gemeinsam – das Wort der Verheißung hören, das Wort, dass uns den Reichtum Gottes kündigt,
- wenn wir – auf des Ewigen Wort hin – das Brot brechen und „geben“ mit Lob und Preis.

Dank sei IHM, dem „einen Gott und Vater aller“, der uns so freundlich – mit seiner *chässäd* – entgegenkommt. Amen.